

„GOTT EINEN ORT SICHERN“

Impulse aus der Begegnung mit Madeleine Delbrêl (1904-1964)

I. „Du lebstest, und ich wusste es nicht: Zur Lebensgeschichte Madeleine Delbrêls

Madeleine Delbrêl wurde 1904 in der kleinen südfranzösischen Stadt Mussidan/Dordogne geboren. Aufgewachsen in einer liberalen, religiös indifferenten Elternhaus, wird sie in ihrer Jugend zur erklärten Atheistin. Schon früh fällt ihre künstlerische und intellektuelle Begabung auf; bereits mit sechzehn Jahren studiert sie Philosophie an der Pariser Sorbonne und belegt Kurse in verschiedenen künstlerischen Disziplinen. Vor allem mit Hilfe der Vernunft sucht sie nach Antwort auf die in ihr brennende Sinnfrage - doch nichts kann ihren Hunger nach Erkenntnis wirklich befriedigen. Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs hinterlässt in ihr zudem eine Erschütterung, die jeden Glauben an einen letzten Sinn vernichtet. „Gott ist tot - es lebe der Tod“ - zu diesem Ergebnis kommt die Siebzehnjährige.

Ihr Lebenshunger ist jedoch stärker als alle Todessehnsucht. Wie viele Gleichaltrige gibt sie sich dem Trubel der frühen zwanziger Jahre hin. Sie bewegt sich in K unstlerkreisen, tanzt, malt und schreibt Gedichte, für die sie sogar einen begehrten französischen Literaturpreis bekommt. Als „fröhlich und ziemlich verrückt“ beschreibt sie eine Freundin zu dieser Zeit - als „lyrisch und schwermütig“ eine andere. Menschliche Begegnungen leiten dann eine Wende ein. Am ein-schneidendsten erlebt sie ihre Liebe zu Jean Maydiou, einem jungen Studenten der Ingenieurwissenschaften. An Madeleines neunzehntem Geburtstag feiern sie ihre Verlobung.

Doch bald darauf zeichnet sich für Jean ein ganz anderer Weg ab: er löst die Verlobung, um ins Noviziat der Dominikaner einzutreten. Als Ordensmann wurde er später eine der wegweisenden Gestalten für die Erneuerung des französischen Katholizismus.

Für Madeleine Delbrêl bricht nach dieser plötzlichen Trennung die Welt zusammen. Doch die Verarbeitung dieses Schmerzes wird für sie zu einer heilenden Spur, auf der sie schließlich zu ihrem eigenen Weg findet. Nur wenige Zeugnisse gibt es aus der Zeit ihrer intensiven Suche; doch sie lassen erahnen, dass sie mit ihrer ganzen Person in eine Bewegung eingewilligt hat, die sie schließlich über sich selbst hinaus führt. Madeleine kann die Liebe, die sie einmal erfahren hat, nicht mehr rückgängig machen; stattdessen sucht sie nach ihrem tiefsten Fundament. Niemals hätte sie sich allerdings von einem vordergründigen Trost beschwichtigen lassen. Mit ihrem untrüglichen Realit tssinn misstraut sie allem, was eine selbstgemachte religiöse Idee oder ein religiöses Gefühl sein könnte.

Gerade so erkennt sie aber dann den Realismus des Glaubens bei einer Gruppe gleichaltriger Christen und Christinnen, die sie von ihrer Lebensgestaltung her tief überzeugen. Durch diese jungen Menschen gerät ihr eigener Atheismus ins Wanken. Sie spürt, dass sie sich der Frage nach Gott noch einmal ganz neu stellen muss, und zwar so konsequent, wie es ihrer Art entspricht: „Ich entschloss mich zu beten“.

Dies ist die Einleitung zu einem Ereignis, das ihr ganzes Leben verändern sollte: ihre Begegnung mit Gott, die sie zeitlebens als „überwältigende Umkehr“ zum Leben empfand, als die Gewissheit einer Liebe, die nicht mehr zur Wahl steht: „Dann habe ich, lesend und nachdenkend, Gott gefunden, aber indem ich betete, habe ich geglaubt, dass Gott mich fand und dass er lebendige Wirklichkeit ist und man ihn lieben kann wie man eine Person liebt.“

Zeitlebens war und blieb sie davon durchdrungen, dieses Geschenk auch anderen weiterzugeben - gerade dort, wo Gott keinen Widerhall mehr zu finden scheint.

Nach dem Einschnitt ihrer Gotteserfahrung denkt sie daran, in den Karmel einzutreten. Sie verzichtet jedoch darauf, weil ihre Eltern in einer belastenden Situation sind. Stattdessen verwurzelt sie sich in der nächst-gelegenen Pariser Pfarrei, engagiert sich als Pfadfinderinnen-Führerin und nimmt an einem Bibelkreis junger Frauen teil. Aus dieser Runde erwächst eines Tages der Impuls nach einer Lebensgemeinschaft von Laien im Geist des Evangeliums - ohne Gelübde und ohne Klausur, mitten unter den Menschen der Pariser Bannmeile.

Madeleine Delbrêl lässt nun eine vielversprechende künstlerische Laufbahn hinter sich und beginnt mit dem Studium der Sozialarbeit. Zusammen mit zwei Gefährtinnen bricht sie 1933 nach Ivry, einer Arbeiterstadt in der Bannmeile von Paris auf, die als erste französische Stadt kommunistisch regiert wird. Über dreißig Jahre lang - bis zu ihrem Tod im Oktober 1964 - lebt Madeleine Delbrêl in Ivry. Sie arbeitet dort als Sozialarbeiterin - zunächst im kirchlichen Dienst, dann im Rathaus von Ivry, Seite an Seite mit den führenden Männern der Kommunistischen Partei. 1946 gibt sie zu aller Erstaunen den Beruf auf zugunsten ihrer kleinen Gemeinschaft von Frauen, die sich zunehmend vergrößert hat. Sie inspiriert und begleitet diese Frauengruppe als Verantwortliche, führt den Haushalt und empfängt die zahlreichen Gäste, die ins Haus kommen und meist Hilfe benötigen.

Ihre Erfahrungen als Christin mitten in einer atheistischen Umgebung verarbeitet sie in zahlreichen Meditationen, Gedichten und Gelegenheitschriften, die im Freundeskreis kursieren. 1957 erscheint ihr Buch „Christ in einer marxistischen Stadt“, in dem sie um Verständnis für diejenigen wirbt, die keinen Zugang zum Glauben mehr haben.

Ihre Texte, die sie schon in den dreißiger Jahren verfasst, ziehen all diejenigen an, die nach neuen Wegen der Evangelisierung Frankreichs suchen. Die Gründer der „Mission de France“ lassen sich von ihr anregen; mit zahlreichen Arbeiterpriestern - allen voran Jacques Loew - verbindet sie eine tiefe Freundschaft, die sich vor allem auch in der Zeit der Krise bewährt, als von Rom her ein Verbot der Arbeiterpriester ausgesprochen wird. Aus Sorge um die missionarischen Bewegungen sucht Madeleine das Gespräch nach allen Seiten und fährt sogar bis nach Rom; von dort aus ergeben sich unabsehbare weitere Kontakte, in denen sie sich als Ratgeberin für die verschiedensten kirchlichen Gruppierungen erweist. Vor allem in ihren letzten Lebensjahren wird sie immer häufiger auch von Bischöfen um Erfahrungsberichte gebeten - bis hin zur Bitte um Mitarbeit bei den Konzilsvorbereitungen.

Als Madeleine Delbrêl 1964 ganz plötzlich stirbt, hinterlässt sie trotz alledem nicht viel: ihr Buch und einige Texte; einen Freundeskreis, der kaum weiterreicht als über die Grenzen einer kirchlichen Minderheit hinaus. Doch die Ausstrahlung ihrer Botschaft beginnt. Ihre Texte werden posthum in mehreren Büchern herausgegeben und in verschiedene Sprachen übersetzt. Sie gilt als Pioniergestalt einer christlichen Existenz in der säkularisierten Welt - und es wird immer offenkundiger, wie sehr sie schon zu Lebzeiten viele Frauen und Männer - Laien, Priester und Bischöfe - in ihrer Suche nach einem lebendigen Glauben inspiriert hat.

Es war und ist vor allem ihre kompromisslose Suche nach dem Kern des Glaubens, die viele fasziniert hat und fasziniert. Durch die all-tägliche Konfrontation mit den Menschen ihrer Umgebung - sowohl mit den Mitgliedern der Kommunistischen Partei als auch mit den Christen und Christinnen der traditionell geprägten Pfarrei in Ivry - erfährt sie, dass der Glaube nur dann der Realität des Atheismus gewachsen ist, wenn er von zeitbedingten „Schlacken“ befreit ist.

Sie findet darin zur einfachen Grundlinie des Evangeliums: dem Doppel-gebot der Liebe, die sie dreißig Jahre lang als ihre wichtigste und im Grunde einzige Aufgabe erkennt. Von diesem Zentrum aus gestaltet sie das, was sie ihre Berufung nennt: ihre Lebensform in einer kleinen Frauengemeinschaft, die auf jede Art von Spezialisierung verzichtet und sich ohne Regeln, ohne Gelübde und ohne Klausur auf ein Leben im Geist des Urchristentums einlässt; ihre Weise, ein kontemplatives Leben im Lärm einer Arbeiterstadt zu führen - als immer neue Suche danach, die geistliche Kompetenz aller getauften Glieder der Kirche ernst zu nehmen; ihr Kampf um soziale Gerechtigkeit, den sie Seite an Seite mit ihren kommunistischen Nachbarn und Nachbarinnen durchträgt; schließlich ihr leidenschaftliches Verlangen, die Botschaft des Evangeliums auch und gerade denen nahe zu bringen, die sie nicht kennen oder sich davon distanzieren haben - oft nicht ohne Schuld der christlichen Gemeinden.

Madeleine Delbrêl hat immer wieder versucht, den Glauben ins „Heute“ zu übersetzen - und dies unter den Bedingungen einer französischen Arbeiterstadt des zwanzigsten Jahrhunderts, und mit keinen anderen Stützen und Formen als denen, die allen Christen und Christinnen gemeinsam sind: das Evangelium und die Sakramente. Durch die ihr eigene Intensität, das „ganz Gewöhnliche“ des Glaubens zu leben und zu vermitteln. ist sie zu einer Vorläuferin des Konzils und zu einer Prophetin für die Nachkonzilszeit geworden.

II. „Wir Leute von der Straße“:

Madeleine Delbrêl eine Pionierin des Glaubens in unserer Zeit

Madeleine Delbrêl ist eine der prophetischen Gestalten unseres Jahrhunderts, in denen sich etwas von der Suche und vom Ringen einer ganzen Epoche widerspiegelt. In diesem Ringen geht es um die Erneuerung des Glaubens im Kontext einer Welt, die sich mehr und mehr von ihrer christlichen Vergangenheit emanzipiert.

Die Kirche hat - vor allem im 19. Jahrhundert - auf diese Veränderungen zunächst restaurativ reagiert, indem sie sich als Bastion des Heils inmitten einer feindlichen Welt verstand, die man bekehren oder vor der man sich zumindest abgrenzen musste.

Madeleine Delbrêl erlebte solche Abgrenzungen und gegenseitige Feindseligkeiten zwischen Christen und Kommunisten, als sie 1933 mit ihren Gefährtinnen in Ivry, der ersten kommunistisch verwalteten Stadt Frankreichs, ankam:

„Sobald man festgestellt hatte, dass wir zu den 'Pfaffen' gehörten, bekamen wir auf der Straße Steine nachgeworfen, wie die Geistlichen selbst welche erhielten. Die Christen unserer Pfarrei versorgten uns mit einer Liste, auf der die kommunistischen Geschäfte genau aufgeführt waren, bei denen wir ohne Verrat nicht einkaufen konnten.“¹

Eine solche „Wagenburg-Mentalität“ führte aber - in Ivry wie in ganz Frankreich- dazu, dass die Kirche immer mehr in ein Ghetto geriet. Ganze Bevölkerungsschichten wandten sich von ihr ab: z.B. die Arbeiterschaft, die schon seit dem 19. Jahrhundert außerhalb der Kirche nach neuen Lebensperspektiven suchte. Auch das Bürgertum ging vielerorts seine eigenen Wege.

In Frankreich war als Erbe der Französischen Revolution ein laizistischer Staat entstanden, dessen Verhältnis zur Kirche sich schließlich 1905 in der Trennung von Staat und Kirche bekundete. Die Entchristlichung Frankreichs schien somit unaufhaltsam voranzuschreiten.

Das Erschrecken über eine solche Entwicklung führte zu einer tief-greifenden Neubesinnung auf das Selbstverständnis der Kirche und auf ihren Auftrag angesichts einer eigenständig gewordenen Welt - eine Neubesinnung, die schließlich ihren Niederschlag im Ereignis und in

den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils fand. Dieses Konzil war vorbereitet und getragen von einer Fülle von Bewegungen und Aufbrüchen, in denen auch Madeleine Delbrêl ihren Ort hatte - von denen sie geprägt war und die sie selbst prägte. Vor allem in zwei große Strömungen war sie unmittelbar hineinverwoben, die mit den Stichworten „Berufung“ und „Sendung“(oder statt „Sendung“ auch „Mission“ bzw. „Apostolat“) charakterisiert werden können.

Berufung

Eine Berufung zu haben, galt zu Zeiten Madeleine Delbrêls als ein Privileg, das allein dem Klerus und den Ordensleuten zukam. Ein geistliches Leben zu leben setzte einen zumindest teilweisen "Auszug aus der Welt" oder eine Weihe voraus - beides konnten die "normalen Weltchristen" nicht vorweisen. Für sie galt Jahrhunderte lang (was noch bis in die heutige Zeit hinein nachwirkt), dass es im alltäglichen Leben zwei Ebenen gab: "die irdische, profane, in der ein normaler Mensch sich hauptsächlich bewegen muss, und eine religiöse, die als verschiedene zusätzlich noch hinzukommt, vor allem von Priestern und Ordensleuten gepflegt wird und von den 'Welt-Leuten' mühsam und in kleinen Dosierungen zu ihrem weltlichen Leben auch noch hinzugefügt wird."

Die zunehmende Säkularisierung und der Autoritätsverlust der Kirche innerhalb der Gesellschaft gab aber dann den Blick frei für eine neue Orientierung an den Quellen des Evangeliums und der frühen Kirche. Von dort her erfasste eine liturgische und eine biblische Bewegung immer mehr Gläubige, die - gegenüber einer trockenen Katechismustheologie - die Begegnung mit dem lebendigen Jesus Christus suchten und nach Formen, ihr Leben auf ihn hin auszurichten. Zeitgleich mit Madeleine Delbrêl gab es verschiedene geistliche Aufbrüche, in denen einzelne Menschen oder Gemeinschaften versuchten, eine solche Hingabe an Jesus Christus mitten in der Welt zu leben - über die bislang vorgegebenen Möglichkeiten hinaus.

Mission/Apostolat

In Frankreich gab es - als Reaktion auf die zunehmende Entchristlichung - vor allem zwei große Aufbruchsbewegungen, in die Madeleine Delbrêl unmittelbar hineingeh orte: die von Kardinal Suhard 1941 angeregte „Mission de France“, ein  uberdi ozesanes Priesterseminar mit einem eigenen pastoralen Konzept - und das Experiment der Arbeiterpriester.

Beiden Aufbrüchen ist gemeinsam, dass sie nach neuen Wegen suchten, das Evangelium in einem Milieu zu leben und zu verkünden, das dem Glauben fern steht. Ein Stichwort, das vor allem in den vierziger Jahren das Wesentliche dieses Apostolats ausdrückte, war „Inkarnation“; es ging darum, in der Nachfolge Jesu ganz bei den Menschen zu sein, das Leben mit ihnen zu teilen und so zu versuchen, die Botschaft Jesu in das jeweilige Milieu zu „inkarnieren“.

Für diese Priester wurde Madeleine Delbrêl schon von Anfang an zur Begleiterin; sie schrieb zahlreiche Texte, die im Seminar der „Mission de France“ kursierten und ihre Spiritualität prägten.

Ganz entscheidend war es für Madeleine, unter „Mission“ oder „Apostolat“ keine Spezialisierung zu sehen, die denen vorbehalten ist, die „in die Missionen“ gehen; die Weitergabe des Glaubens gehörte für sie vielmehr zum christlichen Grundauftrag schlechthin und besagte nichts anderes als dies: Gott anwesend sein zu lassen, wo man lebt; durchlässig zu werden für das Strömen der Liebe - diese Liebe zu empfangen und weiterzugeben:

„Ja, wir haben unsere Wüsten - und die Liebe führt uns hinein... Inmitten der Massen, Herz an Herz, zusammen-gedrängt zwischen so vielen Leibern, auf unserer Sitzbank, wo uns drei Unbekannte Gesellschaft leisten, in der schwarzen Straße pulsiert unser Herz, wie wenn sich eine Faust um einen Vogel schließt. Der Heilige Geist, der ganze Heilige Geist in unserem armen Herzen, die Liebe, so groß wie Gott, die in unserem Herzen schlägt wie ein Meer, das sich mit aller Kraft befreien will, sich ausdehnen will, einströmen will in all diese undurchdringlichen und ausweglosen Wesen hinein... Missionen der Wüste, Missionen, die nicht fehlschlagen, Missionen, die gesichert sind, in denen man Gott mitten in der Welt aussät, in der Gewissheit, dass er irgendwo keimen wird, denn: 'Wo keine Liebe ist, pflanzt Liebe, und ihr werdet Liebe ernten.'“³

In beiden Polen - der Berufung und der Sendung - zeigt sich, dass die eine, untrennbare Liebe zu Gott und zu den Menschen der Schlüssel zur Person und zum Leben Madeleine Delbrêls ist. Gerade die Leidenschaft für Gott ist es, die sie dazu treibt, die Nächstenliebe und das gesellschaftlich-politische Engagement bis zum Äußersten auszudehnen.

Mitten drin zu sein - das heißt für sie: immer neu die Spannung von „In-der-Welt-Sein“ und „Nicht-von-der-Welt-Sein“ auszubalancieren, sich darin auch einem nie endenden Lernprozess auszusetzen.

Wie ein solcher Lernprozess bei ihr aussah, soll nun in drei Schritten entfaltet werden.

a) Ganz in der Welt sein : „Wir Leute von der Straße“

Ganz in der Welt :das ist für Madeleine schon von ihrem Temperament her grundgelegt. Es gibt für sie keine Aufteilung in „profan“ und „sakral“, weil sie Gott überall zu begegnen sucht; „sie trug gern farbenfrohe Kleider, liebte die Musik und die Dichtung“ und „traf einen Freund lieber in einer Kneipe im Quartier Latin als im Sprechzimmer eines Klosters.“⁴

Es wäre ihr auch nie in den Sinn gekommen, ihren alltäglichen Einsatz als Sozialarbeiterin gegen ihr intensives Gebetsleben auszuspielen, denn: „weil wir die Liebe für eine hinreichende Beschäftigung halten, haben wir uns die Mühe erspart, unsere Taten nach Gebet und Aktion zu klassifizieren.“⁵ Gerade von der Liebe Jesu her ist es für sie selbstverständlich, dass sich ein Christ und eine Christin vor nichts „Weltlichem“ drücken, dass sie sich in ihrer Arbeit als realitätsbezogen und kompetent erweisen - und vor allem auch: dass sie sich nicht schweigend an der Ungerechtigkeit mitschuldig machen. Im Milieu Ivry ist es geradezu der unerlässliche Boden dafür, überhaupt ernstgenommen zu werden. Madeleine hat dreißig Jahre lang das Leben der Menschen vor Ort geteilt, mit ihnen und für sie gearbeitet, gekämpft, gelitten. Sie organisierte Streiks und Demonstrationen für gerechtere Löhne und beteiligte sich intensiv an der Aktion der „ausgestreckten Hand“, einem Aufruf zur christlich-kommunistischen Zusammenarbeit bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Ein weiterer Aspekt von „Mitten-Drin-Sein“ zeigt sich in Madeleine Delbrêls Suche danach, ein ganz gewöhnliches, unauffälliges Leben mitten unter den Menschen zu führen:

„Ein Leben der ganz Kleinen; ein Leben der Leute von der Straße... Leute, die sich von den anderen höchstens dadurch unterscheiden, dass sie 'wie die anderen' sein wollen: ohne Einfluss auszuüben, ohne nach Erfolg und irgendwelcher Macht zu streben, ohne den Wunsch, bekannt zu werden und irgendetwas zu bewirken.“⁶

In diesen Sätzen klingt eine tiefe Grundhaltung an, mit der Madeleine auf Menschen zuzugehen suchte: der Verzicht auf Macht, auf Besser-wisserei, auf die scheinbare Sicherheit, im Besitz einer Wahrheit zu sein, zu der hin die anderen dann „bekehrt“ werden müssen:

„Wir kommen nicht wie Gerechte unter Sünder, wie Leute, die ein Diplom erlangt haben, unter Ungebildete; wir kommen, um von einem gemeinsamen Vater zu reden, dem die einen kennen, die anderen nicht; wie Leute, denen vergeben worden ist, nicht wie Unschuldige.“⁷

Erst auf dem Boden einer solchen Demut hält Madeleine es für fruchtbar, in alltäglichen Kontakten und Gesprächen eine Weise zu finden, wie von Gott gesprochen werden kann als der Quelle von Leben - in Worten und Gesten, die Leben bedeuten und Leben vermitteln. Weitergabe des Glaubens mitten unter den Menschen heißt dann: so wie Jesus Christus selbst einzelnen Menschen voll Liebe zu begegnen, von Angesicht zu Angesicht, in der Sprache des Herzens und der Güte.

„Die Herzensgüte, die von Christus her stammt, von ihm geschenkt wurde, ist für ein ungläubiges Herz eine Vorahnung Gottes selber. Sie hat für das ungläubige Herz den unbekanntesten Geschmack Gottes und macht es föhlsam auf die Begegnung mit ihm hin. Sie wendet sich an das, was im Herzen des Ungläubigen sowohl das Einsamste ist als auch das Geeignetste, sich innerlich heimlich zu Gott als einem Möglichen hinzuwenden.“⁸

Die Lebensgeschichte Madeleine Delbröls bezeugt etwas von dieser an-steckenden geschwisterlichen Liebe. Es ist in erster Linie eine Ge-schichte von Begegnungen, von einzelnen Namen und Gesichtern, von Personen, die ihr und ihrer Gemeinschaft verbunden waren und noch sind: von Jean Durand, dem pensionierten Professor der Ecole Centrale über Jacquot, dem geistig behinderten Hospizbewohner, hin zu Carmen und Alberto, den überzeugten spanischen Kommunisten, die das Trauma ihrer Inhaftierung in einem deutschen Konzentrationslager zu ver-arbeiten suchten - immer war es die gleiche Aufmerksamkeit und Intuition des Herzens, mit der Madeleine jedem Menschen „die Form der Liebe“ zu geben suchte „gemäß dem, was er ist, gemäß seinem Hunger.“⁹

b) Nicht von der Welt sein: die Fremdheit des Glaubens

Eine solche gelebte Nähe zu den Menschen verlangt auch nach dem Gegenpol: nach der Frage des eigenen Standpunkts und der Abgrenzung inmitten einer Umwelt, die eine andere Grundüberzeugung vertritt. Gerade auch hier erweist sich, wie hilfreich die Erfahrungen Madeleine Delbröls für alle diejenigen sind, die nach neuen Wegen der Verkündigung suchen.

Ihre engen Kontakte mit Nicht-Christen werden ihr zum Anlass für eine tiefgreifende „Unterscheidung der Geister“. Sie erlebt z.B. die Kommunisten ihrer Umgebung im Kampf gegen die Armen als so überzeugend, dass sie einen Parteieintritt in Erwägung zieht, um sich selbst diesem Kampf noch wirksamer anschließen zu können.

Das entscheidende „Nein“ zu dem sie dann findet, erwächst ihr aus dem Evangelium: dort findet sie die Gewaltlosigkeit Jesu und seine Liebe, die alle Menschen umfasst. Der Marxismus hingegen - so, wie sie ihn kennen lernt - fordert „im Namen der Liebe den Hass gegen Gott“ und er „hasst Menschen von heute wegen seiner Liebe zur Menschheit von heute und mehr noch wegen seiner Liebe zur Menschheit von morgen.“⁽⁻¹⁰⁻⁾

Madeleine erkennt ein für allemal, dass hier der Kern des Glaubens auf dem Spiel steht: das unteilbare Doppelgebot der Liebe; und dass die prophetisch-kritische Funktion des Glaubens auf dem Spiel steht - gegenüber gesellschaftlichen Werten, Trends und eingeschliffenen Verhaltensweisen, die zur Ideologie neigen.

Da sie weiß, wie sehr der Blick für die Würde des Menschen mit dem Blick auf Gott zusammenhängt, kann sie keine verkürzte Wahrheit zulassen, die die Menschen ihrer stärksten

Hoffnung berauben würde: der Hoffnung auf endgültiges Ankommen in Gott, auf Gelingen ihres Lebens von ihm her.

Den Glauben verkünden, heißt dann beides: die Sprache der Menschen zu sprechen - aber auch die Sprache Jesu zu sprechen. Denn es „geht nicht nur darum, dass wir ankommen, es geht auch nicht nur darum, dass wir reden, gehört werden und dass wir 'gefallen' - die Botschaft, die wir vermitteln, muss intakt bleiben.“⁽¹¹⁾

Was damit gemeint sein kann, wird für sie ganz deutlich, als sie den Weg der verschiedenen missionarischen Aufbrüche begleitet.

Sie erkennt, mit welcher Großherzigkeit die jungen Priester ihr Leben mit den Armen teilen, wie sich ganz in deren Lebensraum zu „inkarnieren“ suchen, um alle trennenden Hindernisse der Verkündigung abzubauen. Aus eigener Erfahrung weiß sie aber auch, wo die Grenzen einer solchen Identifikation liegen; sie weiß, dass die christliche Präsenz unter Umständen nicht ausreicht. Es braucht darüber hinaus Worte und Zeichen, die in Denkgewohnheiten und Fraglosigkeiten hineintreffen, die befremdlich wirken können und sich nicht von vornherein dem Wunsch derer anpassen, die angesprochen sind.

Wer wirklich Gott verkünden will - und nicht eine eigene Idee - ist dazu gerufen, die Spannung auszuhalten, die auch Jesus aushalten musste: bei aller Vertrautheit mit den Menschen fremd zu bleiben, immer wieder Anstoß zu erregen, abgelehnt zu werden; denn das Wort Gottes kann bisweilen in aller Schärfe Unwahrhaftigkeiten und Zweideutigkeiten ans Licht treten lassen, die gesellschaftlich akzeptiert sind.

c) Die Einsamkeit als der Boden der Verkündigung

Eine solche Eindeutigkeit des Glaubenszeugnisses führt unweigerlich in die Einsamkeit. Die persönliche Gottesbeziehung ist heute nicht mehr vom allgemeinen Bewusstsein getragen, die Glaubens-Entscheidungen müssen unabhängig von Normen und Regeln selbst verantwortet werden. Vor allem in einer Umgebung, die aus einer anderen Grundüberzeugung lebt, kann der Glaube zu einem Wüstendasein führen, zu dem Schmerz, ausgesondert zu sein.

“Wenn man sich in seinem eigenen Innern, zwischen der Masse der Menschen und Gott, zur Anerkennung Gottes bekennt, bringt man sich in Gegensatz zur einmütigen Überzeugung der Gemeinschaft, in der man lebt, und wird ihr Gegner, ohne dass die andere Seite etwas davon weiß.

Damit nimmt man eine Einsamkeit in Kauf, die keiner anderen gleicht. Man ist ganz und gar allein und ganz und gar solidarisch. Man ist ganz und gar allein und ganz und gar solidarisch. Man 'konvertiert', man kehrt um, und das ist schon nicht so leicht. Aber man kehrt um im Namen aller.“¹²

Eine solche Einsamkeit bewusst zu bejahen und auszuhalten, ist für Madeleine die tiefste missionarische Kraft gegenüber einer atheis-tischen Umwelt. Und dies zunächst einmal auch für sich selbst, als vitale Kontaktnahme mit Gott, die Gemeinschaft mit ihm schafft. Je tiefer diese Gemeinschaft ist, desto eher kann sie zu einer Bresche werden, durch die hindurch Gott für andere sichtbar und wirkmächtig werden kann:

„Ich bin ganz sicher, dass die wahre Liebe zu Gott uns in einem ganz wesentlichen Bereich unseres Menschseins einsam werden lässt. Und ich glaube auch, dass Gott diese Einsamkeit braucht, um in die Welt zu gelangen und sie umzugestalten.“¹³

Verkündigung des Glaubens kann dann in dieser letzten Konsequenz auch heißen, durch alle erlittene Einsamkeit hindurch eine „Insel göttlicher Anwesenheit“ zu werden:

„Gott einen Ort sichern. Dafür vor allem der Anbetung überantwortet sein. Das Mysterium des göttlichen Lebens auf uns lasten lassen, bis zum Erdrücktwerden. In den Finsternissen der allgemeinen Unwissenheit Punkte der Bewusstwerdung seines Daseins setzen. Erkennen, dass hier der eigentliche Akt der Erlösung geschieht; glauben im Namen der Welt, hoffen für die Welt, leiden anstelle der Welt.“¹⁴

Die Dichte dieses Bekenntnisses lässt die Tiefe und Intensität von Madeleine Delbrêls Gotteserfahrung erahnen, und es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn Kardinal Martini sie für eine der größten Mystiker(innen) unserer Zeit hält.¹⁵ Aber als solche ist sie auch Zeugin für die menschlich unfassbare Fruchtbarkeit eines Lebens, das sich ganz und gar der Liebe aussetzen will.

¹ M. Delbrêl, *Wir Nachbarn der Kommunisten*, Paris 1975, 264.
(Im folgenden: *Nachbarn*)

² K Rahner, *Das große Kirchenjahr. Geistliche Texte*, hg. v. A. Raffelt, Freiburg 1987, 180.

³ *Nachbarn*, 55f.

⁴ Unveröffentlichte Notiz

⁵ *Nachbarn*, 52.

⁶ N. Carreras-Paxtot, *Héroïsme d'une vie banale*, in: *Madeleine Delbrêl vient de nous quitter*, Paris 1967, 16.

⁷ *Nachbarn*, 253.

⁸ Ebd., 252.

⁹ Ebd., 11.

¹⁰ M. Delbrêl, *Christ in einer marxistischen Stadt*, Paris 1974, 67; 61

¹¹ *Nachbarn*, 96.

¹² *Christ in einer marxistischen Stadt*, 172f.

¹³ M. Delbrêl, *Indivisible Amour*, Paris 1991, 101.

¹⁴ Dies., *Frei für Gott. Über Laien-Gemeinschaften in der Welt*, Einsiedeln 1976, 14.

¹⁵ Vgl. C.M. Martini, *una voce profetica nella città*
Meditazioni sul profeta Geremia, Casale Monferrato 1993, 128.

Texte von Madeleine Delbrêl

1. Zum Thema „Christliche Mentalität“

In Schichten, in denen Christen und Christinnen seit Generationen unter sich leben, hat schließlich eine Verwechslung zwischen dem Glauben und einer „christlichen Mentalität“ stattgefunden. In dieser Mentalität wurde das freie Geschenk Gottes: ihn erkennen zu dürfen als

den der er ist; handeln zu dürfen so wie er will; das Geschenk des geschaffenen und des ewigen Lebens, der Schöpfung und der erlösenden Menschwerdung - wurde all dies zu einer Art angeborenen Besitz derer, die im Christentum aufgewachsen sind, ein Erbgut christlicher Familien.

Allmählich ist so der Glaube an Gott, der lebendige Glaube an den lebendigen Gott, mit dem gesunden Menschenverstand verschmolzen, mit der Vernünftigkeit eines Festhaltens an Gott. Allmählich sind die Tugenden des Evangeliums zu Tugenden des anständigen Menschen geworden, bis sie ganz darin aufgegangen sind...

Wenn so das christliche Leben in einigen seiner wesentlichen Grundzüge geschwächt ist, wird es von Meinungen und Pflichten, die ihm fremd sind, überwachsen und beschwert: man hängt sich an besondere Moralvorstellungen, unterwirft sich politischen Optionen, nimmt einen bestimmten Lebensstil, an sich indifferente Gewohnheiten an und betrachtet all das als Verpflichtungen des christlichen Lebens, setzt es mit dem Glaubensleben gleich. (NA 253; NK 234)

Ein Glaube, den wir zu einer „Wohlanständigkeit“ haben werden lassen, beschränkt sich in uns auf eine rein menschliche Mentalität. Wir können ihn anderen nicht mehr als Menschen vermitteln, die einen Schatz umsonst erhalten haben und ihn teilen möchten...

Wir verkünden nicht mehr die „Gute Nachricht“ des Evangeliums, weil es keine neue Nachricht mehr für uns ist: wir sind daran gewöhnt, es ist eine alte Nachricht geworden. Der lebendige Gott ist kein ungeheures, umwerfendes Glück mehr; er ist etwas, was uns zusteht, der Hintergrund unseres Daseins. Das Glück ist eine veränderliche Zutat am Rande Gottes, der bleibt. Wir geben uns keine Rechenschaft darüber, was Gottes Abwesenheit für uns wäre; deshalb können wir uns auch nicht vorstellen, was sie für die anderen ist. Wenn wir von Gott sprechen, diskutieren wir über eine Idee - wir bezeugen keine erhaltene und weiterverschenkte Liebe. Wir können den Ungläubigen unseren Glauben nicht als Befreiung von der Sinnlosigkeit einer Welt ohne Gott verkünden, weil wir diese Sinnlosigkeit gar nicht wahrnehmen.

Wir verteidigen Gott als unser Eigentum; wir verkünden ihn nicht als das Leben allen Lebens, als den unmittelbaren Nächsten all dessen, was lebt. Wir teilen nicht die ewige Neuigkeit Gottes mit, sondern sind Polemiker, die eine Lebensanschauung verteidigen, die überdauern soll. Somit wäre es unnütz, anderen nahe zu sein, um gehört zu werden, ihre Sprache zu sprechen, für sie präsent und lebendig da zu sein, falls wir auch wenn all diese Bedingungen erfüllt wären nicht selber die vollständige Botschaft wiedergefunden hätten, die wir empfangen haben und weitergeben müssen. (NA 256f.; NK 237f.)

2. Zum Thema Güte, Solidarität

Liturgie der Außenseiter

Du hast uns heute Nacht
in dieses Café „Le Clair de Lune“ geführt.
Du wolltest dort du selbst sein,
für ein paar Stunden der Nacht.
Durch unsere armselige Erscheinung,
durch unsere kurzsichtigen Augen,
durch unsere liebeleeren Herzen
wolltest du all diesen Leuten begegnen,
die gekommen sind, die Zeit totzuschlagen.
Und weil deine Augen in den unsren erwachen,

weil dein Herz sich öffnet in unserm Herzen,
fühlen wir,
wie unsere schwächliche Liebe aufblüht,
sich weitet wie eine Rose,
zärtlich und ohne Grenzen
für all diese Menschen, die hier um uns sind.
Das Café ist nun kein profaner Ort mehr,
dieses Stückchen Erde,
das dir den Rücken zu kehren schien.
Wir wissen, dass wir durch dich
Ein Scharnier aus Fleisch geworden sind,
ein Scharnier der Gnade,
die diesen Fleck Erde dazu bringt,
sich mitten in der Nacht,
fast wider Willen,
dem Vater allen Lebens
zuzuwenden.
In uns vollzieht sich das Sakrament deiner Liebe.
Wir binden uns an dich,
wir binden uns an sie
mit der Kraft eines Herzens,
das für dich schlägt.
Wir binden uns an dich,
wir binden uns an sie,
damit ein einziges mit uns allen geschehe.

Durch uns zieh alles zu dir...
Zieh ihn zu dir, den alten Pianisten,
der vergisst, wo er ist,
und der nur spielt aus Freude am guten Spiel,
die Geigerin, die uns verachtet
und jeden Strich um Geld verkauft,
den Gitarristen und den Akkordeonspieler,
die Musik machen für Leute,
die ihnen gleichgültig sind.
Zieh ihn zu dir, jenen traurigen Mann, der uns
seine sogenannten fröhlichen Geschichten erzählt,
ebenso jenen Trinker,
der gerade die Treppe hinuntertaumelt,
auch jene müde dasitzenden Leute
zieh zu dir hin,
die verlassen hinter ihrem Tisch kauern
und nur hier sind, um nicht anderswo zu sein.
Durch uns zieh sie zu dir hin,
damit sie dir in uns begegnen,
denn du allein hast das Recht, dich ihrer zu erbarmen.
Weite unser Herz, damit es alle zu fassen vermag;
präge sie ein,
damit sie für immer in unser Herz geschrieben seien.

Du wirst uns nachher zum Jahrmarkt führen,
zu einem Platz voller Baracken.
Es wird Mitternacht oder später sein.
Nur jene werden auf dem Pflaster bleiben,
deren Heim und Werkstatt die Straße ist.
Möge der Schlag deines Herzens sich in die unseren graben,
tiefer als die Pflastersteine in den Boden,
damit ihre traurigen Schritte
auf unserer Liebe dahinschreiten
und diese daran hindere,
noch tiefer im Morast des Bösen zu versinken.

Wir werden auf dem Platz auch Händler treffen,
die Illusionen verkaufen:
unechte Angst, scheinbaren Sport,
trügerische Kunstwerke, gefälschte Ungeheuer.
Sie vertreiben ihre falsche Ware,
damit man damit die echte Langeweile
totschlage,
die alle trübseligen Gesichter
einander so ähnlich macht.
Lass uns Freude finden an deiner Wahrheit,
damit wir uns ihnen zuwenden mit dem wahren
Lächeln der Liebe.

Danach werden wir die letzte U-Bahn nehmen.
Wir werden Leute finden, die dort schlafen.
Leid und Sünde sind unentwirrbar
in ihr Gesicht geprägt.

Immer schwerer von der Last deiner Liebe,
unser Herz,
gebildet von dir,
bevölkert von unseren Schwestern und Brüdern,
den Menschen.

Auf den fast leeren Bänken der Stationen
sitzen ältere Arbeiter, schwach und erschöpft;
sie warten, bis die letzten Züge vorbei sind,
um dann mit der Ausbesserung der unterirdischen Schächte
zu beginnen.

Und unser Herz wird immer weiter
und immer schwerer
von der Last vielfacher Begegnung,
Denn die Welt ist kein Hindernis,
um für sie zu beten.
Wenn einige die Welt verlassen müssen,
um sie zu finden,
so müssen andere in die Welt hineintauchen,
um sich emporzuschwingen
mit ihr

zum gleichen Himmel.
Im Abgrund der Sünden der Welt
Hast du sie zum Stelldichein gerufen;
gekettet an die Sünde
leben sie mit dir einen Himmel,
der sie emporzieht und in Stücke reißt.

Während du fortfährst,
in ihnen die düstere Erde zu besuchen,
erklimmen sie mit dir den Himmel;
zu einer schwerfälligen Himmelfahrt sind sie bereit:
festgehalten im Schmutz,
verzehrt durch deinen Geist,
verbunden mit allen,
gebunden an dich,
beauftragt, im Ewigen zu atmen
wie Bäume für ihre Wurzeln im Boden.
(A 93-96; KM 83-86)

3. Zum Thema Sprache

Es wurde in Bezug auf das Arbeitermilieu oder genauer: der Arbeitermilieus viel über die Bedeutung des Vokabulars gesprochen... Der Wortschatz, der einem Milieu am meisten vertraut ist, ist normalerweise einem anderen fremd. Man muss es im Griff haben, spontan zu übersetzen.

Weniger hat man vielleicht von der anderen Gefahr gesprochen: der einer toten Sprache, die für alles Religiöse üblicherweise im Gebrauch ist. Und noch weniger hat man gesprochen von einer gewissen gedämpften, einschläfernden Aussprache von Worten, die an sich überall verständlich sind, die aber durch diesen gedämpften und einschläfernden Ausdruck nur an etwas Totes und Langweiliges erinnern können. Ein unlebendiges Vokabular kann für die Menschen auch nur Dinge bezeichnen, die unlebendig sind. Und eine langweilige Ausdrucksweise kann auch nur auf Dinge hinweisen, die langweilig sind.

Wenn sie eine Unterrichtsstunde in guter Aussprache nehmen wollen, lade ich Sie ein, zum Beispiel Edith Piaf zuzuhören, wenn sie die „Hymne an die Liebe singt“. Worte wie „Ewigkeit“, „Unendlichkeit“, „Gott“, „Himmel“ erhalten durch ihre Stimme einen verständlichen, offen-kundigen Sinn.

Und denken Sie nicht, dass solche Fragen des Vokabulars nur für andere nützlich sind. Sie sind es ebenso für uns, denn man kann vom Leben nicht in toten Worten reden. Entweder sind diese toten Worte das Zeichen dafür, dass wir die übernatürlichen Wahrheiten gar nicht als lebendig betrachten, oder wir haben vom ewigen Leben so lange in toten Worten geredet, bis wir es schließlich selbst schon für tot halten. (NA 230; NK 212)

4 . Zum Thema Einsamkeit

Wenn man sich in seinem eigenen Innern, zwischen den Menschen und Gott, zur Anerkennung Gottes bekennt, bringt man sich in Gegensatz zur einmütigen Überzeugung der Gemeinschaft, in der man lebt, und wird ihr Gegner, ohne dass die andere Seite etwas davon weiß. Das

bedeutet dann auch, eine Einsamkeit anzunehmen, die keiner anderen gleicht: ganz und gar allein und ganz und gar solidarisch zu sein. Man „konvertiert“, man kehrt um, und das ist schon nicht so leicht. Aber man kehrt um im Namen aller.

Als einziger Mensch zu glauben und doch im Namen aller zu glauben, führt dem Christen und der Christin die eigene Einsamkeit vor Augen; Glauben aber ist Leben, und das Leben offenbart, warum sie von den anderen in die Einsamkeit getrieben werden.

Für ihre Freunde und Freundinnen, ihre Nachbarn und Nachbarinnen hören sie nicht auf, da zu sein; sie werden vielleicht geliebt und geachtet, mit schwierigen Aufgaben betraut, aber sie sind oder werden Fremde. Wären sie von anderswo hergekommen, wären sie als weniger fremde Fremdlinge da... Aber so sind sie, woher sie auch kommen und wer sie auch sein mögen, nicht nur Fremde, sondern die Fremdlinge schlechthin. In ihrer Geistesart gibt es etwas, was den anderen nicht angepasst werden kann. (VM 184; CmS 174; AdC 174f.)

Ich bin sicher, dass die wahre Liebe zu Gott uns in einem ganz wesentlichen Bereich unserer selbst menschlich einsam werden lässt. Und ich glaube auch, dass Gott diese Einsamkeit braucht, um in die Welt zu gelangen und sie umzugestalten. Ohne diese Einsamkeit bleibt unsere Hingabe an Gott immer unentschlossen und unsere Hingabe an die anderen irgendwie nur dürftig. (IA 101; LS 122; LU 91)

Schlussmeditation

Der Ball des Gehorsams

Heute ist der vierzehnte Juli.

Alle gehen zum Tanz.

Überall, seit Monaten, Jahren, tanzt die Welt.

Je mehr man in ihr stirbt, desto mehr tanzt man.

Wogen des Krieges, wogender Ballsaal.

Das ganze macht wirklich viel Lärm.

Die ernsthaften Leute sind schlafen gegangen.

Die Mönche beten die Matutin vom heiligen König Heinrich.

Ich aber denke

An den anderen König,

An König David, der vor der Bundeslade tanzte.

Denn wenn es auch viele heiligmäßige Leute gibt, die nicht gern getanzt haben,

So gibt es doch auch Heilige, denen der Tanz ein Bedürfnis war,

So glücklich waren sie zu leben:

Die heilige Teresa mit ihren Kastagnetten,

Johannes vom Kreuz mit dem Jesuskind auf dem Arm,

Und Franziskus vor dem Papst.

Wenn wir wirklich Freude an dir hätten, o Herr,

Könnten wir dem Bedürfnis zu tanzen nicht widerstehen,

Das sich über die Welt hin ausbreitet,

Und wir könnten sogar erraten,

Welchen Tanz du getanzt haben willst,

Indem wir uns den Schritten deiner Vorsehung überließe.

Denn ich glaube, du hast von den Leuten genug,

Die ständig davon reden, dir zu dienen - mit der Miene von Feldwebeln,

Dich zu kennen - mit dem Gehabe von Professoren,
Zu dir zu gelangen nach den Regeln des Sports,
Und dich zu lieben wie man sich nach langen Ehejahren liebt.

Eines Tages, als du ein wenig Lust auf etwas anderes hattest,
Hast du den heiligen Franz erfunden
Und aus ihm deinen Gaukler gemacht.
An uns ist es, uns von dir erfinden zu lassen,
Um fröhliche Leute zu sein, die ihr Leben mit dir tanzen.

Um gut tanzen zu können - mit dir oder auch sonst,
Braucht man nicht zu wissen, wohin der Tanz führt.
Man muss ihm nur folgen,
Darauf gestimmt sein,
Schwerelos sein,
Und vor allem: man darf sich nicht versteifen.
Man soll dir keine Erklärungen abverlangen,
Über die Schritte, die du zu tun beliebst,
Sondern ganz mit dir eins sein - und lebendig pulsierend
Einschwingen in den Takt des Orchesters, den du auf uns überträgst.
Man darf nicht um jeden Preis vorwärtskommen wollen.
Manchmal muss man sich drehen oder seitwärts gehen.
Und man muss auch innehalten können
Oder gleiten, anstatt zu marschieren.
Und das alles wären ganz sinnlose Schritte,
Wenn die Musik nicht eine Harmonie daraus machte.

Wir aber, wir vergessen so oft die Musik deines Geistes.
Wir haben aus unserem Leben eine Turnübung gemacht.
Wir vergessen, dass es in deinen Armen getanzt sein will,
Dass dein heiliger Wille von unerschöpflicher Phantasie ist.
Und dass es monoton und langweilig
Nur für grämliche Seelen zugeht,
Die als Mauerblümchen sitzen am Rand
Des fröhlichen Balls deiner Liebe.

Herr, komm und lade uns ein.
Wir sind bereit, dir diese Besorgung vorzutanzten,
Dieses Haushaltsbuch, dieses Essen, das bereitet werden muss, diese
Nachtwache,
Bei der wir schläfrig sein werden.

Wir sind bereit, dir diesen Tanz der Arbeit zu tanzen,
Den der Hitze und dann wieder den der Kälte.
Wenn gewisse Melodien in Moll stehen, werden wir nicht behaupten,
Sie seien traurig;
Wenn andere uns etwas außer Atem bringen, sagen wir nicht,
Sie stießen uns die Lunge aus dem Leib.
Und wenn uns jemand anrempelt, nehmen wir es lachend hin,
Weil wir wissen, dass so was beim Tanz immer vorkommt.

Herr, lehre uns den Platz,
Den in dem endlosen Roman,

Der zwischen dir und uns begonnen hat,
Der Tanz einnimmt, dieser seltsame Tanz unsres Gehorsams.

Offenbare uns das große Orchester deiner Heilspläne,
Worin das, was du zulässt,
Einfach befremdliche Töne von sich gibt
Inmitten der Heiterkeit dessen, was dein Wille ist.

Wie einen Ball,
Wie einen Tanz,
In den Armen deiner Gnade,
Zu der Musik allumfassender Liebe.
Herr, komm und lade uns ein. (NA 81-83; NK 67-69)